



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

X., X.: Aus dem Studienhefte eines Musikers.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus dem Studienhefte eines Musikers.

Neben den unendlich vielen Gegenständen, welche in unfrem alten Erdtheil das Interesse aller Civilisirten in Anspruch nehmen, ist seit einigen Jahren ein neuer aufgetreten, der, wenn auch zu allen Zeiten ein Gegenstand der Theilnahme, doch nie in einem so hohen Grade und so lebhaft dieselbe sich zu erringen gewußt hat. China, das ungeheure Mittelreich, das in uralt-conservativer Staatsweisheit allen Eindruk fremder Sitten und Gebräuche sich fern zu halten und seine eignen in ungeänderter Einfachheit zu bewahren verstanden hat; China, das durch diesen allen Fortschritt hemmenden Geist von der rastlosen, unruhig vordringenden Europäischen Bildung wirksamer geschieden wird, als durch seine Mauer von vergoldetem Porcellan, — es ist uns nun plötzlich durch den hartnäckigen, jahrelangen Widerstand, den es dem um sich greifenden commerciellen und politischen, mit Opium und Pulver bewaffneten Eroberungsgeist Englands entgegensezt, unendlich näher getreten: es ist eine Actualität geworden. Durch die Wichtigkeit, welche der Ausgang des anglo-chinesischen Krieges, es mögen die eisernen Würfel fallen, wie sie wollen, für das europäische Staatenleben haben kann; durch die Aussicht, der europäischen Civilisation in China neue Ausgangspunkte zu eröffnen und ihrer Thätigkeit ein zwar nicht jungfräuliches, aber doch lange brach gelegenes Feld anzuweisen — durch dieß und unendlich viele andre Dinge, deren Erörterung uns hier zu weit seitab führen würde, hat China in unserem Vorstellungskreise einen

bedeutend vortheilhafteren Platz gewonnen. Wir hören auf, oder sollten es wenigstens thun, die Chinesen für die überaus lächerlichen Personen zu halten, zu denen sie bisher ein unbegründetes Volksvorurtheil gestempelt. Alles, was zur Gewinnung einer richtigen Idee von der Verstandes- und Geistes-Bildung dieses so bedeutenden Volkes beitragen kann, hat daher den Werth einer culturhistorischen Studie, von welchem Standpunkte aus auch die folgenden Seiten über die chinesische Musik angesehen und beurtheilt sein wollen. Da sie obendrein auch noch das Interesse einer Tagesneuigkeit haben, so glauben wir den Lesern dieser Blätter keine unpassende noch unwillkommene Gabe damit zu bieten.

Die Chinesen schreiben der Musik einen sehr alten Ursprung zu. Sie nennen als deren Erfinder Fo-hi, ihren ersten Fürsten; nach Einigen ein Zeitgenosse Noah's, nach andern Noah selbst. Fo-hi hatte eine schöne Lyra und eine Guitarre gebaut, welche eine erhabene Harmonie hervorbrachten, die Leidenschaften bändigten, den Menschen tugendhaft machten und ihn bis zu den himmlischen Klängen emporhoben. Nicht minder geschickt als Orpheus und Amphion, entlockten die chinesischen Musiker-Philosophen ihren Instrumenten Töne, wodurch sie die wilden Thiere zu zähmen und die Sitten der Menschen, welche oft noch wilder, als die Bestien waren, zu mildern vermochten. „Wenn ich die klangvollen Steine meines King ertönen lasse, reihen sich die Thiere um mich her und hüpfen vor Freude.“ So sprach der berühmte Konnei mehr als tausend Jahre vor der Geburt des thrakischen Sängers. Nach der Meinung der gelehrten Chinesen aller Zeiten, hatte die alte Musik die Macht, die höheren Geister des Himmels zum Niedersteigen auf die Erde zu bewegen; sie konnte die Schatten der verblichenen Menschen aus der Gruft emporbannen; sie flößte den Menschen die Liebe zur Tugend ein und kräftigte sie in der Ausübung ihrer Pflichten. „Will man wissen, ob ein Königreich gut regiert wird, ob die Sitten der Bewohner gut oder schlecht sind, so prüfe man die bei ihnen herrschende Musik.“ So sprach Confucius, der heilige Lehrer, der Weise, wie ihn die Chinesen per excellence nennen, lange vor Plato, der unwissentlich nur seine Worte wiederholte. Man erzählt übrigens von demselben chinesischen Philosophen, daß, nachdem er eines Tages auf einer seiner Reisen ein von dem großen Konnei componirtes

Musikstück gehört, dieses einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er länger als drei Monate an nichts Andres zu denken vermochte, und daß während dieser Zeit selbst die ausgesuchtesten Gerichte nicht im Stande waren, seinem Geschmacke Beifall abzugewinnen. . . . Nachdem Hoangli das Reich erobert hatte, wollte er auf die langen Kriege, welche seine Unterthanen ertragen hatten, die Wohlthaten des Friedens folgen lassen und denselben sichern, indem er die schönen Künste und deren Cultur in seinem Reiche beförderte. Er ließ daher Ling-Lun, einen der Großen seines Hofes, rufen und bat ihn, eine Theorie der Musik auszuarbeiten, indem er ihm bemerkte, daß falls jener diesem Wunsche nachzukommen unterliesse, er sich in die harte Nothwendigkeit versetzt sehen würde, ihm Zunge und Ohren abschneiden zu lassen. Ling-Lun wurden durch dieses letzte Argument seines huldvollen Kaisers alle Einwendungen erspart, die er gegen diesen Auftrag machen wollte, so wie alle Bemerkungen über die Schwierigkeit, eine Wissenschaft zu begründen, deren Theorie so verwickelt sei. Er beschloß also die Elemente der Kunst zu studiren und trat zu diesem Behufe eine lange Reise an.

Er hatte sich vom Hofe zunächst in die Gegend von Si-jung im Nordwesten von China begeben. Hier wachsen auf einem hohen Gebirg die schönsten Bambusröhre. Nun ist der Bambus bekanntlich in seiner Länge durch mehrere Knoten zertheilt, wodurch jedes Rohr in eben so viele, mit einander nicht in Zusammenhang stehende Röhre getheilt wird. Ling-Lun erging sich im Gebirge, beschäftigt mit den Gedanken, wie er seine Zunge und Ohren behalten könne; denn er hatte die Schwachheit, auf diese Theile seines Kopfes viel zu halten. Vergebens aber strengte er sein Gehirn an; er fand auch nicht eine einzige Idee. Die Nothwendigkeit, Genie zu haben, machte ihn natürlich zum Dummkopf. Während er so betrübt ging, brach er ein Bambusröhr ab, schnitt zwischen zwei Knoten eine der Röhren ab, aus denen der Stab bestand, reinigte diese Röhre von ihrem Marke und blies sodann hinein; — Alles aus Zerstreung. Man denke sich sein Erstaunen, als er dem Rohre einen Ton entlockte, der ihm den Ton seiner Stimme vollkommen zu gleichen schien. Ling-Lun wandte sein Gesicht nach Norden, und warf sich zur Erde, um die Gottheit dankbar anzubeten. Kaum hatte er nach der ersten Entdeckung sich zwanzig Schritte weiter bewegt, als er sich in der Nähe

des Ortes befand, wo die Quelle des Flusses Ho ang-ho entspringt. Das Wasser quoll mit Kraft aus dem Gebirge hervor und das Geräusch, welches sein Brausen hervorbrachte, war wunderbarer Weise im Einklang mit dem Tone, den er dem Bambusrohre entlockt hatte. „Dieses also,“ rief er entzückt, „ist der Grundton der Natur; von diesem müssen alle anderen Töne entspringen! Aber“ — und hier begann eine neue Sorgenreihe für ihn — „auf welche Weise kann dieß geschehen?“

Um hierüber behaglicher sich einem reiflichen Nachdenken zu überlassen, legte sich Ling-Lun im Schatten eines Baumes nieder, und von der Anstrengung seiner körperlichen und geistigen Thätigkeit gleich sehr ermüdet, schlief er ein. Aber sein Schlaf war unruhig und dauerte nur kurz; denn ihn quälte ein Traum, in welchem er lange Reihen von Ohren und Zungen an sich vorbeiziehen sah. Von diesem peinlichen Eindruck ward er durch einen andern überaus angenehmen erlöst. Der wunderbare Vogel Loung-Ho ang nämlich hatte sich mit seinem Weibchen auf die Zweige des Baumes, unter welchem er ruhte, niedergelassen. Nach einem Aberglauben der Chinesen zeigt sich dieser Vogel den Menschen nur, um ihnen eine Wohlthat des Himmels zu verkünden. Sobald er bemerkte, Ling-Lun sei bereit ihn anzuhören, schlug er drei Mal mit seinen Flügeln und ließ dann zugleich mit seinem Weibchen die entzückendsten Töne seiner Stimme laut werden. Alle andern Vögel verstummten, die Insecten hörten auf zu sumsen und die ganze Natur schien schweigend zu lauschen. Ling-Lun war außer sich vor Vergnügen, wußte aber bald seinen Enthusiasmus so weit zu beherrschen, daß er sich gänzlich seiner Rolle als Beobachter überlassen konnte. Bei aufmerksamem Zuhören unterschied er sehr bald in dem Gezwitzcher der beiden Vögel zwölf Töne, von denen das Männchen und das Weibchen, jedes sechs, hören ließen. Das Seltsamste bei der Sache war, daß der erste Ton, den das Männchen von sich gab, mit der Stimme Ling-Lun's, dem Tone des Bambus und dem Geräusch der Quelle des Flusses Ho ang-ho übereinstimmte. Ling-Lun schloß hieraus ein zweites Mal, daß dies der Grundton sei und daß man von diesem ausgehen müsse, um die übrigen und das ganze musikalische System zu finden. Er kehrte nun zu dem Gebirge zurück, wo die Bambus wuchsen und schnitt sich zwölf

Röhren von verschiedener Größe, indem er sinnig und richtig annahm, daß er durch diese Röhren die zwölf Töne erhalten würde, die er aus dem Munde des Vogels Toug-Hoang gehört. Da er in der That so glücklich war, dieses Resultat zu erhalten, so kehrte er zu dem liebenswürdigsten Hoang-li zurück, um ihm seine Entdeckung mitzutheilen. Nicht allein bewahrte somit Ling-Lun seine Zunge und Ohren, sondern er erhielt auch zur Belohnung ein Geschenk, bestehend in den jährlichen Einkünften dreier Städte.

Die Tonleiter der Chinesen besteht aus zwölf Tönen, die durch das Intervall eines halben Tones von einander getrennt sind. Man begreift leicht, daß eine aus solchen Elementen gebildete Musik mit unserer europäischen Kunst wenig Analogien haben kann.

Wir würden daher auch wohl nur sehr wenig Vergnügen haben, wenn wir die Lieblingsarien der Chinesen hörten, während diese ihrerseits in den Melodien, welchen wir unsern Beifall schenken, nichts Anziehendes finden können. Pater Amyot, einer der Missionaire, welche um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich in China aufhielten, war ein ziemlicher Musiker; er spielte die Flöte, ja sogar das Clavier. Er hatte nun den Versuch gemacht, mehreren sehr gebildeten Chinesen, die er zu sich geladen, die Ueberzeugung beizubringen, daß die europäische Musik der von Ling-Lun erfundenen bei weitem überlegen sei. Zu diesem Behufe spielte er ihnen einige Stücke von Couperin und Blaret, zwei berühmten Componisten jener Zeit, vor, ohne jedoch bei seinen Zuhörern den gewünschten Zweck zu erreichen. Nachdem sie ihm nämlich mit vieler Aufmerksamkeit zugehört hatten, drückten sie ihm höflich ihr Bedauern darüber aus, daß sie unmöglich seiner Meinung sein könnten. „Da Eure Melodien nicht für unsere Ohren, noch unsere Ohren für Eure Melodien geschaffen sind, so kann man sich durchaus nicht wundern, daß wir die Schönheiten derselben nicht empfinden. Die Töne unserer Musik dringen uns zu Herzen, sprechen uns zur Seele. Wir fühlen, wir begreifen sie; was Ihr uns aber vorspielt, macht durchaus keinen Eindruck auf uns.“ Pater Amyot konnte sie in seinem Gewissen über diese Sprache nicht tadeln; denn, sagte er zu sich selbst, die Musik ist die Sprache des Gefühls, alle unsere Leidenschaften haben ihre eigene Sprache; Musik also muß, um gut zu

fein, mit den Empfindungen, die sie ausdrücken will, im Einklang stehen.

Auch in neuerer Zeit haben die Chinesen, im Betreff der Vorträge ihrer Musik vor der europäischen, dieselbe Meinung an den Tag gelegt, wie diese Chinesen des siebzehnten Jahrhunderts. Lord Macartney, einer der letzten Diplomaten, die England nach China gesandt — unseren deutschen Lesern aus Van der Velde hinlänglich bekannt — hatte zur Vermehrung des Glanzes seiner Gesandtschaft ein Gefolge von europäischer Militärmusik mitgenommen und ließ dasselbe häufig vor den höheren Beamten, mit denen er in Berührung kam, Stücke executiren. Er erhielt jedoch eben keinen bessern Erfolg als Pater Amiot.

Die englischen Offiziere ihrerseits, welche zur Ambassade gehört hatten, bezugten bei ihrer Rückkehr nach England einen großen Abscheu gegen die chinesischen Melodien und Instrumente. Sie hatten das Theater besucht, um einer zu ihren Ehren gegebenen Vorstellung beizuwohnen; aber kaum hatte das Orchester die ersten Accorde gespielt, so suchte einer nach dem andern einen Vorwand, um sich möglichst bald zu empfehlen. Als sie wieder in Europa waren, sagten sie, tausend Petarden und schlecht geblasene Trompeten, die man zugleich hörte, das wäre am Besten im Stande, eine richtige Idee von chinesischer Musik zu geben. Die militairischen, wie die Theaterorchester dieses Volkes waren nach ihrer Schilderung abscheulich. In diesem Urtheil aber haben die Herren Engländer, obgleich sie sich einbilden, die äußersten Grenzen der Bildung erreicht zu haben, doch weniger gesunden Menschenverstand an den Tag gelegt, als die Chinesen, diese Halb-Barbaren, nach englischer Benennung. Wie es diese hundert Jahre früher zum Pater Amiot gesagt hatten, in der Musik hängt Alles von den verschiedenen Gewohnheiten des Ohres ab.

So stabil auch China im Ganzen ist und besonders nach außen hin erscheint, so hat doch hier, wie anderwärts, die Musik ihre Revolutionen durchgemacht. Da jedes Kaiserhaus die Leistungen der vorigen Dynastie überbieten wollte, so wurden dadurch sowohl in der Feststellung der Tonleiter, als in der Form der Instrumente mehrere Veränderungen eingeführt; aber diese Umgestaltungen fanden vor dem Richterstuhl des Volksgeschmacks, dem die älteren Gebräuche

unendlich theuer und werth sind, keinen Beifall. Endlich unternahm es der Kaiser Tsai Yu, den hierin alle bedeutenden Gelehrten des Kaiserreichs unterstützten, der Musik ihren alten Glanz wiederzugeben, indem er sie so wieder herstellte, wie sie anfangs gewesen war.

Um die mathematischen Verhältnisse der zwölf Töne der Tonleiter auf eine unabänderliche Weise festzustellen und zu bewahren, machte ein sehr achtungswerther Chinese, dessen Namen aber nicht bis zu uns gedrungen ist, den Vorschlag, zwölf Glocken zu gießen, deren Vereinigung eine Muster-Tonleiter bilden sollte. Die Idee fand höhern Orts Beifall und ward also in's Werk gesetzt.

Ist es nicht dasselbe, was man heutzutage verlangt, indem man alle Völker Europas zur Annahme eines einzigen, allgemein geltenden Stimmumfangs zu bewegen sucht? So wurden denn Sammlungen von Glocken von einem genau berechneten Klang gegossen und in gewissen öffentlichen Anstalten hingestellt, damit Jedermann hingehen könne, sein Instrument nach den Tönen zu reguliren, welche diese Glocken von sich gaben. Gegen das Ende der Dynastie Tang war bei Gelegenheit der Empörung des Nyan-lu-chan und des Che-fe-nung der Kaiser aus seiner Hauptstadt entflohen, sein Palast geplündert, die Instrumente zerstört und die Musterglocken von den Orten, wo man sie aufbewahrte, weggeführt worden, um sie in Kriegswaffen zu verwandeln. Das war der empfindlichste Verlust für die Chinesen. Man denke sich einmal, welche Verwirrung plötzlich in unserem modernen gesellschaftlichen Leben eintreten würde, wenn durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß man sich der Mittel beraubt sähe, die Zeiteintheilung dermaßen zu bestimmen, daß die Stunde für Alle eine und dieselbe sei! Man stelle sich das entsetzliche Chaos vor, in das wir verfallen würden, wenn Taschen- und Bendeluhren jede ihren eigenen Gang zu gehen beliebten, ohne daß wir im Stande wären, sie unter einander in Einklang zu bringen! Fast eben so bedauernswerth war die Lage des chinesischen Volks, als es sich der Mittel beraubt sah, sein Gong, King und Che gleichmäßig nach einem feststehenden Stimmumfang zu reguliren. Denn dieses achtungswerthe Volk betrachtete die Musik nicht, wie dies bei uns noch so häufig der Fall ist, als eine frivole, nutzlose Kunst, sondern es sah sie an als die Universalwissenschaft, als die Wissenschaft aller Wissenschaften, als diejenige, welche allen

andern zum Ausgangspunkt und zum Vergleichungsmittel diente. Er wurden daher in die Tartarei, wohin die ersehnten Glocken transportirt worden waren, Deputationen gesandt und der Tag, an welchem eine der dem Heiligthume entrissenen Sammlungen wieder in die Hauptstadt zurückkehrte, nachdem man sie mit Gold im wörtlichen Sinne aufgewogen, ward als ein Tag öffentlicher Freude angefezt.

Die Chinesen kennen acht Arten tönender Körper: das Metall, den Stein, die Seide, das Bambusrohr, den Kürbis, gebrannte Tonerde, die Haut der Thiere und das Holz. Vermittelt dieser Bestandtheile bauen sie ihre musikalischen Instrumente, deren sie drei Arten haben, Blase-, Saiten- und Schlag-Instrumente. Der gelehrte Gerelli Careri, welcher im Jahre 1696 China bereiste, theilt uns das Resultat seiner Beobachtungen über den Gegenstand dieses Aufsatzes in folgenden Worten mit: „Die Instrumente der chinesischen Musik sind von den unsrigen sowohl in Betreff der Form, als in Betreff der Art, darauf zu spielen, gänzlich verschieden. Sie sind aus Bronze, Steinen und Thierhäuten gefertigt, welche letztere auf mannigfache Art ausgespannt sind. Man findet Arten von Lauten und Violinen mit einer, drei und sieben Saiten. Ein andres, weit älteres Instrument hat einige Analogie mit unserer Harfe; aber die Saiten sind weder aus Thierdärmen, noch aus Metall, sondern aus gesponnener Seide gefertigt. Aber was ist das für eine Musik, welche nicht die geringste Verschiedenheit in der Tonalität besitzt, welche zwischen den verschiedenen Stimmen keinen Unterschied macht und der es an den Nuancen fehlt, in denen der vorzüglichste Reiz der Kunst liegt. Man findet nie auch nur die geringste Spur von Harmonie; man hört zuweilen hundert Musiker dieselbe Note ganze Minuten lang spielen oder singen, ohne daß sie das Bedürfniß zu verspüren scheinen, einen andern Ton anzustimmen.“

Die Chinesen besitzen ein Instrument, das einige Ähnlichkeit mit der Orgel hat. So unbeholfen und roh es auch ist, so ist es doch nach denselben Principien, wie die Orgel, gebaut. Es besteht aus dreizehn, neunzehn oder vierundzwanzig Bambusröhren, die an einander gebunden sind; wer darauf spielt, bläst in ein Mundstück und die Luft wird in einen Behälter getrieben, von wo aus sie

sich den Röhren mittheilt, nach Maßstab, daß die Finger, welche die Mündungen zuhalten, sich in die Höhe heben, um der Luft freien Durchzug zu gestatten. Diese kleine Orgel heißt Cheny. Diejenigen, welche darauf spielen, lassen gewöhnlich nur Melodien hören; in wenigen, sehr seltenen Fällen jedoch spielen sie eine Begleitung zum Gesang, die aber, für europäische Ohren wenigstens, mit dem Gesangston durchaus keine Verwandtschaft hat. Nie aber hört man sie Harmonieverbindungen, d. h. Accorde oder Intervalle spielen.

Die Chinesen haben übrigens über die Pflichten eines Musikers in der Ausübung seiner Functionen ganz eigenthümliche, ihnen allein angehörende Ideen. Ein Schriftsteller, der von der Kunst, das Kien zu spielen, handelt, drückt sich folgendermaßen aus: „Diejenigen, welche ihm Töne entlocken wollen, die fähig sind, das Ohr zu rühren, müssen ein ernstes Neußere und ein wohl geregeltes Benehmen sich aneignen.“ Der Kaiser Tsai-Yu stellt in einem eigenhändig von ihm niedergeschriebenen Musikkraftat eine dieser Aeußerung ähnliche Meinung auf, indem er sagt: „Diejenigen, welche Che spielen wollen, müssen ihre Leidenschaften in sich erlödtet haben und im Grunde ihres Herzens die Liebe zur Tugend unterhalten; sonst werden sie dem Instrumente nur unfruchtbare Töne entlocken, welche uns nicht zu rühren vermögen.“ Wer in diesen Grundsätzen auch nicht das Zeichen einer sehr weit vorgeschrittenen musikalischen Ausbildung erblicken will, wird doch wenigstens ihren hohen moralischen Werth anerkennen müssen.

Die Instrumente, von denen wir bisher gesprochen, sind nicht die einzigen, welche die Chinesen besitzen. Sie haben auch noch eine Art Biola, die mit seidenen Saiten versehen ist, und auf der man mit einem Bogen spielt. Pater Senedo, Verfasser einer Reise durch Asten, spricht sehr lobend von dem Effect, welchen diese Instrumente hervorbringen, wenn sie von einem geschickten Musiker gespielt werden. Burney giebt uns die Beschreibung eines chinesischen Instrumentis, das er in Paris beim Abbé Arnaud gesehen, welchem es gehörte; es bestand aus einer gewissen Anzahl Holzplatten, die aber so klangvoll waren, als wären sie von Metall gewesen, und die quer über ein hohles Gefäß gelegt waren, das seiner Form nach einem Schiffskiel ähnlich war. Es hatte einen

Tomumfang von zwei Octaven. Die chineſiſchen Damen ſpielen gewöhnlich auf Blaſeinſtrumenten, wie z. B. Flöte und Flageolet. Das Lieblingsinſtrument der Männer hat am Meiften Aehnlichkeit mit einer Guitarre. Wir wollen der Vollſtändigkeit halber noch hinzufügen, daß das älteſte Inſtrument der Chineſen, Namens Piſen, die Form eines von 5 Löchern durchbohrten Cies hat, wobei das Mundloch nicht mitgezählt iſt. Pater Amyot behauptet, Spuren ſeiner Exiſtenz 3000 Jahre vor Chriſtus entdeckt zu haben. Die religiöſe Muſik der Chineſen beſteht hauptſächlich aus Pauken und Glocken von allen Dimenſionen.

Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen iſt die Tonleiter der Chineſen faſt dieſelbe, deren man ſich bedient, um die ſchottiſchen Nationalmelodien zu ſchreiben. Man hat ſich davon überzeugt, indem man die Gelegenheit hatte, einige Melodien zu prüfen, welche von Reiſenden, die das Mittelreich beſucht haben, in europäiſcher Notenchrift mitgetheilt worden ſind. Burney, der als Engländer die ſchottiſchen Melodien gekannt hat, alſo eine Autorität in dieſem Punkte iſt, hat zuerſt auf dieſe Aehnlichkeit aufmerkſam gemacht. Seiner Meinung nach iſt die chineſiſche Tonleiter durchaus dieſelbe wie die ſchottiſche. Jedoch will er damit nicht ſagen, daß eine dieſer Nationen ihr System der andern entlehnt habe, was gegen alle Wahrſcheinlichkeit iſt, da die beiden Völker unmöglich in Beziehungen zu einander gerathen ſein können. Dem engliſchen Schriftſteller ſcheint nur dieſe Uebereinkunft das hohe Alter beider Systeme anzuzeigen. Er glaubt auch, daß dieſe Gefänge weit natürlicher ſind, als ſie beim erſten Anblick ſcheinen; und da ſie ferner viel Aehnlichkeit mit den alten griechiſchen Melodien haben, ſo kann man, ſeiner Anſicht nach, hieraus ſchließen, daß dieſe Muſik der Natur der Völker angemessen iſt, ſo lange ſie die Einfachheit ihrer Sitten bewahren und die Kunſt noch in ihrer Kindheit iſt.

Im chineſiſchen Drama ſpielt die Muſik eine ziemlich bedeutende Rolle: der Dichter ruft dieſe Kunſt zu Hülfe, wenn er den Paroxyſmus der Leidenschaft erreichen will, und ſucht durch ſie den Sinn der Worte zu verſtärken. Auch bildet die Muſik allein eine beſondere Art von Schauſpiel. Sir. George Staunton erzählt, daß die Geſandtschaft, zu der er gehörte, zu Taru in Cochinchina der Vor-

stellung einer historischen Oper beivohte, in welcher die Recitative, Arien und Chöre eben so regelmäßig sich einfanden, wie in einer italienischen Oper. Er fügt hinzu, daß es unter den Darstellerinnen einige recht erträgliche Sänginnen gab. Ueberhaupt fällt dieser Reisende ein sehr günstiges Urtheil über die chinesische Musik. Wenn man ihm vollkommen Glauben beimessen darf, so besitzt dieses Volk eine große Anzahl verschiedener Instrumente, die nach denselben Principien gebaut und dieselben Wirkungen hervorzubringen bestimmt und im Stande sind, wie unsere europäischen. „Zu Zhe-hol,“ sagte er, „habe ich Sänginnen gehört, die ihre Stimmen so zu beherrschen verstanden, daß sie von fern Harmonikationen glichen und daß mehrere unter den Gentlemen der Gesandtschaft, welche im Punkte der Musik competente Richter abgeben konnten, von ihrem Gesang ganz entzückt waren.“ Man darf, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, annehmen, daß diese Meinung etwas zu nachsichtig und günstig ist, aber man ist zugleich berechtigt, zwischen diesem vortheilhaften Urtheil, das offenbar übertrieben ist, und dem andererseits allzuverächtlichen Ausspruch von gar zu gestrengen Richtern über die chinesische Musik, einen mittlern Standpunkt anzunehmen.

Bei allen ihren Festen verwenden die Chinesen Musiker, sie haben herumziehende Musikanten, ziemlich nach Art der alten Troubadours, welche, von Provinz zu Provinz ziehen, überall angehalten und überall spielend. Ebenso hat die Musik an allen öffentlichen Ceremonien ihren Antheil und es würde in den Augen der Chinesen kein Fest vollständig sein, an dem nicht Musiker sich auf Chen-y und King vernehmen ließen.

Eine kurze Zeit lang waren die Chinesen nahe daran, ihrer Nationalmusik zu entsagen, um sich die europäische anzueignen. Zur Zeit nämlich, als Lord Macartney als Abgeordneter des Königs von England seine große Reise durch China und die Tartarei machte, wurden die einheimischen Musiker von der Wirkung der Stücke ergriffen, welche die im Gefolge der Gesandtschaft befindliche Musiktruppe spielte. Der Musikdirector der kaiserlichen Kapelle kam zu Sr. Excellenz, dem Gesandten, und bezeugte ihm von Seiten Sr. Maj. den Wunsch, Zeichnungen der Instrumente von englischer Fabrik zu erhalten. Nachdem ihm die Erlaubniß hierzu ohne Mühe geworden, schickte er Maler zum Gesandten, welche große Blätter

auf dem Fußboden ausbreiteten, die Klarinetten, Flöten, Fagotte und Hörner darauf legten und dann mit ihren Pinseln die Figuren dieser Instrumente nachmalten, indem sie alle Oeffnungen maßen und die geringsten Kleinigkeiten bemerkten. Der Kapellmeister erklärte, es sei seine Absicht, ähnliche Instrumente durch chinesische Arbeiter anfertigen zu lassen, um sie dann ihrem Musiksystem anzubequemen; mag es nun aber den Arbeitern nicht gelungen sein, sie zu fabriziren, oder mögen die Muster sie nach kurzer Lehrlingszeit bald überdrüssig geworden sein, die alte chinesische Musik gewann rasch wieder die Oberhand.

Sollten wir durch die neueste Expedition der Engländer einige Aenderungen oder sonstiges Interessante über diesen oder andere Punkte der chinesischen Musik erfahren, so werden wir, wenn wir den Dank der Leser damit zu verdienen hoffen können, es mitzutheilen nicht unterlassen.

F. F.